Der Diakonissen-Freund.

Monatsheft des Diakonissenmutterhauses in Philadelphia.

22. Jahrgang. März 1911. No.

Christi Hoheit in seinem Leiden.

Ich bekenne, daß ich, je länger ich lebte, beim Lesen der Leiden Jesu immer mehr von der Warnehmung seiner **Hoheit** und **Majestät** erfüllt wurde. Er reitet auf einem Eselsfüllen, arm, auf Kleidern der Armen in Jerusalem ein: aber was ist das für ein Angesicht, furchtbar unter Liebeszähren, was für ein Mund, vor Erbarmen weinend und dennoch ein grausiges Schicksal der Stadt verkündend! Sieh ihn, wie er Angesichts von ganz Israel den Tempel reinigt: alles schweigt, alles flieht vor seiner Majestät. Er hat sich im Tempel eingestellt als das Lamm zum Opfer, er ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, er **weiß es**, Todesgedanken, Todesgewißheit, Todesnähe haben ihn innerlich ergriffen; aber wie groß und hehr ist sein Tun! —

Lies die Reden, welche er am Sonntag, Montag und Dienstag hielt, und sage mir: was spricht aus ihnen? Etwa Todesbangen und Sterbensnot? Nein, das sind lauter Reden vom jüngsten Tag, von seiner Wiederkunft, von der Rechenschaft, welche er fordern wird, von den Schrecken des jüngsten Gerichtes, von seinem Lohn, der mit ihm kommen, und seiner Strafe, die mit ihm hereinbrechen wird. Es hat nie, so lange die Welt steht, jemand Worte gesprochen, wie sie aus den letzten Tagen und aus dem Munde Jesu aufgezeichnet stehen. Sie brauchen keines Beweises ihrer göttlichen Abstammung, sie sind sich selbst ein Beweis. Es hat nie ein Mensch auf seinem Todeswege solche Dinge von sich und von der Welt und von der Zukunft geredet, noch auch reden können, wie unser Herr Jesus Christus.

Aber diese Abschiedsreden sind es nicht allein, welche einen solchen Eindruck machen; sondern die Hoheit und Majestät, welche wir in den Reden im Tempel und auf dem Oelberg und in der Nacht, da er verraten ward, beim heiligen Abendmahle warnehmen, verläßt den Herrn auch nicht bis zu seinem letzten Augenblick. Wenn sie ihn binden und schlagen und verspeien und ausziehen und im spöttischen Aufzug mit Dornenkrone und Reitermantel hinstellen, wenn sie ihn geißeln und mit seinem Kreuz beladen, ja wenn ihn Gott verläßt, wenn seine Not in Finsternis gehüllt wird, daß man sie nicht sehen kann, wenn er leidet, wenn er stirbt: es ist alles mit einander nicht vermögend, in ihm das Bewußtsein seiner Hoheit, seiner Aufgabe und Arbeit und die Gewißheit seines Sieges auch nur einen Augenblick auszutilgen. Seine eigene Ergriffenheit, sein Leiden, sein Geschrei, seine Tränen: es ist, wie wenn es nur dienen müßte, die

angeborene Majestät desto heller strahlen zu lassen. Es scheint sich das zu widersprechen, aber es widerspricht sich nicht. Man kann bei diesem furchtbaren Abwärtssteigen in die tiefsten Jammertale in der Tat nie vergessen, von wannen herab er steigt, und seinem ganzen Benehmen bis zum letzten Hauche ist ein Siegel der göttlichen Hoheit aufgedrückt, das mitgekreuzigte Schächer und heidnische Hauptleute zur Anerkennung und zum Glauben bringen kann, daß der Erblassende Gottes Sohn sei. So wenig ihn die Gewißheit, zum Tode, zum jammervollsten Tode zu gehen, verlassen hat, eben so wenig hat ihn auch nur einen Augenblick das Bewußtsein seiner heiligen und überwindenden Macht verlassen — und je tiefer er in seine Leiden hinuntersteigt, desto tiefer fall ich, von seinem Anschauen überwältigt, nieder in Anbetung Seiner Größe, desto tiefer aus der Seele dringt mir der Ruf: „Lob sei dir ewig, o Jesu!"

(Löhe.)

Etwas über die Armenpflege.

New York, die Stadt mit ihren riesigen, himmelanstrebenden Turmhäusern und anderen mannigfachen Meisterwerken der Ingenieurskunst, darf wohl eines der modernen Weltwunder genannt werden. Nach der letzten Zählung hat diese Stadt 4,766,883 Einwohner. Sie ist die zweitgrößte Stadt der Welt und wird nur von London an Einwohnerzahl übertroffen. Es ist schwer sich eine Vorstellung zu machen von der großen Menschenmenge auf einem verhältnißmäßig kleinen Fleck Erde und von dem Völker- und Sprachengemisch, das hier zusammenkommt. Ungeheurer Reichtum und Luxus, wie ihn die Welt kaum je gesehen, sind da zu finden. Aber auch wieviel Sünde und Laster und wieviel Elend und bittere Not! — Hier ist ein weites Feld für christliche Barmherzigkeit und rettende Liebe und es fehlt auch nicht an ihrer Betätigung, obwohl noch Raum da ist für viele Arbeiter.

Unsere Leser wissen, daß unser Mutterhaus mit einer einzigen Arbeiterin dort vertreten ist, Schw. Rosa, welche in der St. Paulus Gemeinde als Gehilfin von Pastor Bosch schon seit Jahren in gesegneter Arbeit steht. Sie widmet sich besonders der Arbeit an den Kindern in Sonntags- und Wochenschule, ist aber auch in der Armenpflege tätig. Von letzterer erzählt sie uns im Folgenden:

Auf Wunsch unseres verehrten Herrn Pastors sollen folgende Zeilen dem Diakonissenfreund einen kleinen Einblick geben in die Arbeit unter den Armen in einer Großstadt.

Daß neben großem Reichtum eine Metropole ebenso große Armut aufzuweisen hat, ist von jeher bekannt und wird wohl auch fernerhin so bleiben. Doch scheint in den letzten Jahren die Zahl der Armen zu wachsen. Es bedarf einer jahrelangen Erfahrung um die verschiedenen Klassen der Armen richtig beurteilen und behandeln zu können.

Soziale Zustände oder Krankheit sind wohl bei vielen Armen die Ursache ihres Unglücks. Starke Einwanderung, Uebersiedelung vieler Menschen in die Großstadt, Stockung mancher Geschäfte verursachen viel Arbeitslosigkeit, folglich große Armut. Dadurch gibt es manche ehrbare Familien, die mit den

besten Willen nicht mehr ohne Unterstützung bestehen können. Sie lassen es in ihrer Drangsal bis auf's Aeußerste kommen, versetzen nach und nach ihre Habe und behelfen sich nur mit dem Allernötigsten.

Am dankbarsten sind diese, wenn man ihnen Arbeit verschafft, die sie oftmals ohne Fürsprache lange noch nicht erhalten würden. Sehr selten meldet sich diese Art von Armen selbst. Haben solche Beziehungen zur Kirche, daß vielleicht die Kinder zuerst zur Sonntagsschule kommen und dann mit einem Mal fern bleiben, dann forscht die Schwester nach und erfährt bald die Ursache ihres Fortbleibens. Gar oft fehlen dann den Kindern die nötigen Kleider oder der übliche Cent für die Sonntagsschule. **Letzteres wäre kein triftiger Grund** zum Fortbleiben, doch wird es die Ursache, daß man mit den Verhältnissen bekannt wird. Nachbarn oder sonstige Freunde melden auch öfters Herrn Pastor oder der Schwester solche Fälle.

Erfahren wir davon, so helfen wir sofort aus der ersten Not; inzwischen erforschen wir dieser Leute Beziehung zur Kirche und verweisen sie dann an ihre Kirche. Sind die Leute lutherisch, gehören aber keiner Kirche an, so nehmen wir sie ganz unter unsere Fürsorge und unterstützen sie so lange, bis sie imstande sind, sich wieder selbst zu helfen. Andersgläubige melden wir dem städtischen Armenpfleger-Verein, Charity Organization Society, der sich dann solcher Leute annimmt. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß das gemeinsame Arbeiten mit diesem Verein von großem Vorteil ist, weil uns von demselben auch öfters arme lutherische Familien zugewiesen werden, die wir dann der Kirche wieder zuzuführen suchen. Manche hartbedrängte Familie, der es schwer wurde Unterstützung anzunehmen, ist auf diesem Wege wieder der Kirche näher gebracht worden und bringt jetzt von selber ihr **Scherflein, um wieder anderen** Armen zu helfen.

Erfahrungen dieser Art sind sehr **ermutigend** für diejenigen, welche in der Armenpflege tätig sind. Doch macht man nicht immer solche freudige Erfahrungen, da manche Arme sich weder raten noch leiten lassen. Sie wollen haben, daß man ihnen auf ihre Art und Weise helfe, was aber nicht immer möglich und auch nicht ratsam ist.

Die meisten Armen sind an ihrem Los selber schuld. Klar liegt es auf der Hand, daß Arme oft nicht zurecht kommen, weil die Hausfrau mit dem kleinen Einkommen nicht hauszuhalten weiß oder gar verschwenderisch ist. Und wie viele Familien gibt es, wo es dem Vater an Energie zur Arbeit fehlt und er sich vielleicht dem Trunk und Spiel ergeben hat. Aus Mitleid mit den armen Kindern nimmt man sich auch solcher an; doch muß man mit der Unterstützung sehr vorsichtig und besonders darauf bedacht sein, Vater und Mutter wieder zum vollen Bewußtsein ihrer heiligen Pflicht zu bringen. Sie sollen vor allen Dingen begreifen, daß sie sich selbst zu helfen haben und sich nicht gänzlich auf Unterstützung anderer verlassen dürfen, was ja für manche recht bequem wäre.

Es gibt auch andere Arme, wo die Mutter eine vortreffliche Hausfrau und der Vater ein guter Arbeiter ist, und doch kommen sie nicht voran, weil der Mann oft ohne Arbeit ist. Da muß doch auch ein Grund vorhanden sein. Mit der Zeit kommt man auch dahinter und findet aus, daß der Vater zuweilen vergißt, daß er nicht der Arbeitgeber sondern nur der Arbeiter ist, der sich auch

manchmal etwas sagen lassen muß. Will er sich nichts sagen lassen, so wirft er die Arbeit hin oder er wird entlassen. Obgleich die Familie darunter leidet, so erlaubt ihm sein Stolz nicht, wieder um Aufnahme zu bitten. Man hilft solchen wieder zu Arbeit und zeigt ihnen, daß man Interesse an ihren Familien und an ihrer Arbeit hat. Manche verstehen unsere guten Absichten und sind in der Zukunft vorsichtiger.

In allen Fällen ist es gut, wenn die Schwester versucht, die Freundin der Armen zu werden, ja sehr oft ist sie die einzige Freundin, die solche Arme haben, der sie dann mit vollem Vertrauen entgegenkommen.

An unverschämten Armen fehlt es in einer Großstadt auch nicht. Da macht man oft traurige Erfahrungen, und es kostet manche Zeit und manche Mühe, ehe man ihre raffinirte Frechheit und Schlauheit entdeckt. Man versucht auch hier auf Herz und Seele der Leute einzuwirken, doch gewöhnlich ohne Erfolg..

Trotz aller Mühe und Sorge und traurigen Erfahrungen ist doch die Armenpflege in der Gemeinde der Großstadt eine reich gesegnete Arbeit: man hat seine Freude daran, man arbeitet ja im Namen des Herrn, der um unseretwillen arm geworden ist und der uns die Armen ans Herz gelegt hat.

Ein trauriges Jubiläum.

Von Martin Ulbrich, Pfarrer, Direktor der Pfeifferschen Anstalten in Magdeburg-Cracau.

Vor ein paar Monaten waren es 50 Jahre her, daß die siegreiche französische Kolonialarmee aus Afrika ein Getränk mitbrachte, welches Murger, der Verfasser der „Vie de Bohême" die Fee mit den grünen Augen nannte, woraus im Volksmunde kurzweg die „grüne Fee" wurde. Man sah auf der Terrasse des Cafe Helder und in anderen Lokalen der Boulevards die bärtigen Haudegen sitzen und durch ein mit Zucker gefülltes Sieb Wasser in eine grünliche, stark nach Anis duftende Flüssigkeit träufeln, die sie hernach in langen Zügen bedächtig schlürften. Die Leute ahmten den Gebrauch nach, und bald stand ganz Paris unter dem Zeichen der grünen Fee, dem Absinth, der seinen Siegeszug hinaus in die Provinzen tat. Und das mit großem Erfolg. Während in der Schweiz jährlich 10 Liter alkoholischer Getränke auf den Kopf der Bevölkerung kommen, in Norwegen 11 und in England 25, verbraucht in Frankreich jeder Bewohner durchschnittlich 35, ein Prozentsatz, der sich in einigen Gegenden fast bis aufs Doppelte steigert. Es trinkt der Mann, die Frau und das Kind, der Soldat, der Beamte, der Kaufmann, der Landwirt. Bei den armen Leuten ist der Absinth das übliche Getränk bei jeder Mahlzeit. Der Arbeiter greift am Morgen nach seiner Flasche, und am Abend birgt er sie unter das Kopfkissen. Die Näherin und das Dienstmädchen führen sie im verborgenen Winkel, und den Schulkindern taucht die Mutter das Frühstücksbrot in Absinth. Gerade in der Form dieses Getränkes wirkt der Alkohol besonders unheilvoll,

indem die ihn würzenden Kräuter scharfe Pflanzengifte enthalten, die Hirn und Rückenmark reizen und schädigen. Häufig kann man die Sklaven des Absinth auf der Straße erblicken, wie sie mit heftigen Gebärden und mit sich selber redend dahinschlendern. Der berühmte Erzähler Guy de Maupassant und der Romanschriftsteller Alfred de Musset und andere Helden des Geistes sind Opfer der grünen Fee geworden. Die Zuchthäuser, die Irrenanstalten und die Verbrecherkolonien sind die Provinzen ihres weiten Reiches. Nicht mit Unrecht schreiben die Gegner des Absinths diesem Getränk die Zunahme der Tuberkulose, der Kinderlosigkeit der Ehen und der Geisteskrankheiten zu. Der Abgeordnete Josef Reinach schlägt den durch den Absinthgenuß hervorgerufenen Verlust des Nationalvermögens auf jährlich 3000 Millionen an. Er hat mit dieser Riesenziffer schwerlich zu hoch gegriffen.

Daß der Absinthgenuß sich derart ausbreiten konnte, hat eine leichtfertige Gesetzgebung verschuldet, die seit dem Jahre 1880 das Auftun von Kneipen von der Genehmigung der oberen Behörden unabhängig machte. Infolge davon ist Frankreich das kneipenreichste Land der Welt. Ihre Zahl beträgt 480,000, wovon auf Paris allein 30,000 entfallen. Dort haben je 100 Einwohner einen Kneipenwirt zu ernähren, während jedes dritte Haus eine Destille, Schenke oder Bar enthält. Als das Laster sich nach der Schweiz und Belgien ausbreiten wollte, hat man ihm daselbst sofort durch scharfe Gesetze die Grenzen verschlossen.

Die Beobachtung zeigt, daß vor allem der Absinthgenuß Frankreich zu einem niedergehenden Lande gemacht hat. Nachdem die deutschen Waffen vor 40 Jahren die Franzosen besiegt hatten, bereitet ihnen der Absinth eine noch viel tiefer gehende Niederlage, die wir Deutsche uns ans Herz und Gewissen gehen lassen wollen; denn davon gibt es schwerlich ein Aufstehen, es sei denn, daß der heilige Geist Gottes neue Menschen schafft.

Ein Blick in die städtische Gemeindepflege

wird uns geboten im ersten Jahresbericht der Gemeindeschwester an St. Paulus, Philadelphia. Schw. Emilie Goldhagen schreibt da u. a.:

„Begonnen wird die Tagesarbeit jedesmal mit den Kranken, die der Hilfe der Schwester bedürfen. Da gibt es dann je nach der Art der Krankheit und den Verhältnissen in welchen sich der Patient befindet, verschiedene Arbeiten zu tun, die manchmal mehrere Stunden in Anspruch nehmen, besonders wenn noch Rücksprache mit dem behandelnden Arzt zu nehmen ist. Wer je in eines Doktors Office zu warten hatte, der weiß, daß aus einer Stunde des Wartens sehr oft zwei werden können. Sind keine besonders Schwerkranke vorhanden, so gibt es nach des Heilands Wort: „Arme habt ihr allezeit bei euch", derselben mehrere, nach welchen man sehen muß. Eine besonders schwierige Aufgabe der Schwester ist es, Kinder, die durch Umstände gezwungen sind, eine Zeit lang von den Eltern getrennt zu werden, oder gar solche, welche Halb- oder Ganzwaisen geworden sind, passend unterzubringen. Viele sagen: „Wir haben ja ein Waisenhaus, wo

die Kinder Aufnahme finden können und sollen." Das geht wohl mit den meisten Ganz- und auch vaterlosen Waisen, deren Eltern Gemeindemitglieder waren. Aber wie viele Leute nehmen die Hilfe der Schwester in Anspruch, die sich noch nicht der Gemeinde angeschlossen haben. Sollte nun die Schwester ihr Herz verschließen und sagen, ihr geht mich nichts an? Das wolle Gott verhüten. Da gibt es denn aber der Gänge viele, oft von West nach Ost, von Süd nach Nord, denn der christlichen Kinderheime (und gar deutschen) gibts gar wenige, (Stiller Wunsch: Wärens doch mehrere). Doch es sollen ja nicht Klage- sondern Lob- und Danklieder sein, die heute gebracht werden. Sieben Kinder fanden durch die Vermittlung der Schwester eine zeitweilige oder eine längere Heimat. Ein achtes Kind, welches in Pflege war, und wo die Pflegeeltern Philadelphia verlassen wollten, wurde unter Mithilfe der Schwester der eigentlichen Mutter des Kindes, welche sich aber leider nur wenig um dasselbe kümmerte, wieder zurückgegeben. Außer solchen Geschäftsgängen hat die Schwester auch Besuche zu machen bei Kranken, die nicht gerade Hilfe, doch aber ihrer Teilnahme bedürfen. Dann sind noch allerlei andere Besuche zu erledigen, die darauf hinzielen, die Gemeinde kennen zu lernen, um Hand in Hand mit den Gliedern an der Reichsgottessache zu arbeiten. Auch den Kindern der Sonntagschulabteilung der Schwester muß nachgegangen werden. Aber wer sorgt für die nötigen Mittel dieser Arbeit? Denn wenn man zu armen, alten Leuten mit schönen Worten und leeren Händen kommt, da werden die Worte leicht zum schönen Schall und das Herz hat nichts davon. . . . So will ich denn hiermit allen denen, die mir freundlich geholfen haben, herzlich danken."

Die Schwester machte im Jahre 445 Besuche bei Kranken, 309 bei Armen und Alten, 1481 andere Besuche zu verschiedenen Zwecken, 260 Pflegebesuche, hatte 14 halbe Tagepflegen, 2 Nachtwachen und 239 Besorgungen. Diese große Anzahl Besuche wurden ihr dadurch möglich, daß sie keine Schule zu halten braucht, da die St. Paulus Gemeinde eine Wochenschule mit zwei Lehrern, einer Lehrerin und einer Klein-Kinderschullehrerin hat.

Ein lieber Besuch in der Lankenau Schule.

Es ist unserem Mutterhause schon oft vergönnt gewesen, Berufsarbeiter der inneren und äußeren Mission in seinen Mauern zu beherbergen und manche Anregung, Belehrung und Ermunterung, manche Glaubensstärkung ist den Hausbewohnern schon dabei zu Teil geworden. Kürzlich durfte die Lankenau Schule einen solchen lieben Gast haben. Es war Miß Flora K. Heebner. Sie stammt aus der Nähe von Norristown und verbringt gegenwärtig einen Urlaub in der Heimat. Sie besuchte Miß Dieterly, eine ihrer Jugendfreundinnen, die seit drei Jahren als Lehrerin bei uns arbeitet. Miß Heebner graduirte vom Oberlin College in Ohio und wurde von den Congregationalisten ausgesandt als Missionarin des American Board of Foreign Missions. Ihr

Arbeitsfeld ist Tai Ku in der Provinz Shansi in China; dort arbeitet sie seit sechs Jahren. Shansi ist bekanntlich eine der inländischen Provinzen Chinas, wo der Fremden- und Christenhaß während des Boxer-Aufstandes im Jahre 1900 besonders wilde Wogen schlug. Die Missionsstation in Tai Ku litt am schwersten in dieser Zeit. 50 eingeborene Christen und 15 Missionare und Missionarinnen verloren ihr Leben. Die Missionsgebäude wurden von der Erde weggefegt. Miß Heebner gehörte zu der ersten Gruppe von Missionaren, die ausgesandt wurden, um die Missionsstation zu reorganisiren und die zerstreuten Reste zu sammeln.

Sie hat sich nur sehr kurz bei uns aufgehalten, ließ sich aber gerne erbitten, unseren Schülerinnen ein wenig von ihrer Arbeit zu erzählen. Anstatt zur Religionsstunde versammelten sich die Schülerinnen im Auditorium. Miß Heebner wußte gar beweglich zu schildern, wie so ganz anders die Stellung der weiblichen Jugend im fernen heidnischen Osten sei als hier im glücklichen Amerika; denn dort ist das Christentum noch nicht die Macht geworden, die in christlichen Ländern das Weib herausgehoben hat aus fast allgemeiner Geringschätzung und Bedrückung. Sie sprach mit großer Liebe von ihren chinesischen Schülerinnen, von deren Fleiß und Tüchtigkeit und treuer Anhänglichkeit und erwähnte mit Schmerz, daß erst kürzlich eine liebe Schülerin aus ihrer Schule fortgenommen worden sei, um als Sklavin verkauft zu werden.

Eine Schülerin der Oberklasse und eine Lehrerin in prächtig gestickte chinesische Seidengewänder gehüllt, waren eine anschauliche Illustration zu dem, was Miß Heebner erzählte. Unter den Gegenständen, die sie zeigte, befand sich ein kleines buddhistisches Götzenbild, das ihr von einer früheren Anbeterin desselben geschenkt worden war. Die merkwürdigen kleinen Schuhe der chinesischen Damen erregten besonders das Interesse der Kinder. Was aber am meisten zu Herzen sprach, das war die warme Liebe der Missionarin, die aus ihren Worten und ihrem Wesen hervorleuchtete, und der man es abfühlte, daß hier eine echte Jüngerin dessen sei, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Es tat uns leid, daß Miß Heebner nicht länger bleiben konnte. Sie verließ das Haus begleitet von unsern besten Segenswünschen.

---

† am 28. Februar 1911.

Susanna Constance Augusta Elout de Soeterwoude, Oberin des Diakonissenhauses im Haag in Holland, was unsere Schwestern sicherlich mit Teilnahme vernehmen werden. Die Verstorbene kam im letzten Sommer nach Amerika, um für einen Neubau in ihrem Diakonissenhause zu sammeln und besuchte auch unser Mutterhaus. Eines schweren Leidens wegen, das sie früher nicht erkannt hatte, ließ sie sich im Deutschen Hospital operiren und verbrachte dann noch einige Zeit in unserem Erholungshaus in Cape May Point. Krank

und ohne den gewünschten Erfolg ihrer Reise kehrte sie nach der Heimat zurück, wo sie nun diesem Leiden erlegen ist. Die ihr näher traten, werden die freundliche, liebenswürdige Persönlichkeit in gutem Andenken behalten.

Anstaltschronik.

Während der letzten Wochen war viel Krankheit unter unseren Schwestern, meist waren es schwerere oder leichtere Grippe- und Tonsilitisfälle. Bei den meisten ging es bald vorüber. Einzelne der Patienten waren wochenlang an Zimmer und Bett gefesselt. Noch jetzt liegen im Krankenzimmer des Diakonissenhauses und im Deutschen Hospital einige unserer lieben Patienten und warten auf Genesung und Kraft zu neuer Arbeit. Auch unsere lieben Hausvorstände sind beide mit Krankheit heimgesucht. Möge ihnen Gott der Herr bald wieder aufhelfen und einen Segen erwachsen lassen auch aus dieser Trübsalszeit!

Quittungen.

1910.—Herr H. Monsees.

1911.—Fräulein E. Böcele 8 Ex. Herr Pastor E. E. Wiederänders. Fräulein Margarethe Koch. Herr Pastor H. F. F. Litze. Herr Pastor Ph. Schmidt. Herr Pastor F. R. Hoffmann. Herr Pastor Dr. John J. Heischmann. Herr W. Uhl. Frau L. Blank. Herr Pastor H. Grabow. Schwester Minna Scheytt.

1912.—Frau Heß. Frau E. Bartsch. Frau Geo. Barkley. Frau E. Weber.

1914.—Frau J. H. Glasow. Herr G. J. Zeilinger. Frau Mary Dulling.

1915.—Herr Pastor P. H. Valentiner.

DER DIAKONISSEN-FREUND.

A Monthly Magazine published by the Mary J. Drexel Home and Philadelphia Motherhouse of Deaconesses, Incorporated,
2100 So. College Ave., Phila., Pa.

SUBSCRIPTION RATES:

Single copy, per year (12 numbers, 8 pages each)	$0 25
5 copies	1 00
100 copies	15 00
Subscriptions for Philadelphia and foreign countries, single copy	0 35

☞Sample Copies Free.☜

EDITORIAL, as well as BUSINESS LETTERS, PAYMENTS, ETC., please address REV. E. F. BACHMANN, Mary J. Drexel Home, Philadelphia, Pa.